

Zeitschrift: Frauenbestrebungen
Herausgeber: Union für Frauenbestrebungen (Zürich)
Band: - (1914)
Heft: 7

Artikel: Offener Brief an die Redaktion
Autor: F.S.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-326100>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

weiter aus, indem sie sie aufstellt im Namen der Frau, als menschliches Wesen, als welches sie bisher nie betrachtet worden sei, weil man in ihr immer die Gattin, Mutter, Tochter, Schwester gesehen habe, die vom Manne beschützt werden müsse, nie aber den Menschen an sich, der auf eigenen Füßen steht und für sich selbst reden möchte, wie jeder Mann es in der Demokratie für sich als selbstverständlich betrachtet. Die letzten hundert Jahre haben mit ihrer Umwälzung der ökonomischen Verhältnisse auch für die Frau so grosse Veränderungen gebracht, dass es lächerlich ist, für sie allein das Rad der Zeit zurückdrehen zu wollen. In Amerika allein sind acht Millionen Frauen gezwungen, ausserhalb des Hauses zu arbeiten, um sich ihr Heim zu erhalten, und es ist überhaupt eine Unmöglichkeit, die Frau ins Haus zurückzudrängen. Verhütet aber muss werden, dass durch ihre Teilnahme an der Arbeit die Löhne sinken, was auch für die Männer ungünstig ist. Die Frauenlöhne sind niedrig, weil die Frau als inferior betrachtet wird; diese Anschauung — und mit ihr die niedrigen Löhne — wird in dem Moment verschwinden, wo die Frau politische Gleichberechtigung mit dem Manne erhält, wie das Beispiel des Staates Wyoming schlagend beweist, wo sofort nach Einführung des Frauenstimmrechts die gleichen Löhne für Männer- und Frauenarbeit bezahlt wurden. Es ist in den Staaten, die das Frauenstimmrecht haben, auch deutlich zu konstatieren, dass die Frauen sich in ungeahnter Weise entwickeln, weil ihnen alle Möglichkeiten des Vorwärtkommens offenstehen, während die Aussichtslosigkeit, jemals in höhere Stellungen zu gelangen, auf die Tatkraft lähmend wirkt. Deshalb ist auch vorläufig keine gerechte Entscheidung möglich, was Sache der Frauen sein kann und was nicht, und sie beanspruchen das Recht, dies durch die Praxis selbst herauszufinden. Wir brauchen ein neues Ideal von Patriotismus, ein Ideal, in dem die Gerechtigkeit gegen alle Glieder des Volkes obenan steht und in dem der Schutz der Menschen wichtiger scheint als der Schutz von Sachen und Industrien. Das Volk steht obenan, das sich in allem Tun vom Gedanken an die kommende Generation leiten lässt und alles verwirft, was dieser zum Schaden gereichen könnte.

Die kluge und warme Rede der Pfarrerin Shaw war der schöne Schluss des letzten Abends und zugleich der Prolog für den Glanzpunkt der römischen Frauentage, das von italienischen und ausländischen Stimmrechtlerinnen improvisierte Stimmrechts-Meeting, welches ein Protest gegen die Übergehung dieser wichtigen Frage am Kongress sein sollte und zugleich eine Propagandaaktion für ihre in Rom noch ziemlich ignorierte Sache. Die besten Rednerinnen aus England, Ungarn, Norwegen, Deutschland, Frankreich, Amerika waren aufgeboden, um mit der Kraft ihrer Beredsamkeit für die politischen Rechte der Frauen zu werben, und sie machten ihre Sache so gut, dass die Stunden im Teatro Nazionale sicherlich allen, die dort waren, unvergesslich bleiben. Angesichts dieser Frauen, die mit ruhiger Würde und sachlicher Überlegung, mit mutiger Offenheit und zwingender Logik, ohne Überhebung und ohne Übertreibung, begeistert für das Stimmrecht der Frauen eintraten, gewann man die Überzeugung, dass sie einer grossen Sache dienen, die, einer tiefen inneren Notwendigkeit entsprungen, langsam, aber unaufhaltsam vorwärts dringt. Es war, als pochte man ehrfürchtig an die noch verschlossene Tür eines Heiligtums, und das Wehen einer neuen Zeit ging durch die Räume, einer Zeit, in der vielleicht das weibliche Element in die Erscheinung tritt und die Sehnsucht nach einem höheren, geistigen Leben stillt, die in der heutigen Menschheit erwacht ist. Frohe Hoffnung auf etwas, das noch im Schoss der Zeit liegt, keimte, damit aber auch das schwere Gefühl der Verantwortlichkeit, das Jeden erfüllt, der etwas Werdendem zum Leben verhelfen will.

Für die Berichterstatteerin war der Stimmrechtstag das

Erlebnis der römischen Tagung. Über den Kongress kann sie nicht berichten, weil sie Rom gleich zu Beginn desselben verlassen musste. Noch aber sei mit ein paar Worten der grossen Liebenswürdigkeit gedacht, mit der die Damen des italienischen Bundes den fremden Besucherinnen entgegenkamen, ihnen unter kompetenter Führung die künstlerischen Sehenswürdigkeiten Roms zeigten und seine gemeinnützigen Institutionen zugänglich machten, welche letztere uns von der sozialen Tätigkeit der Römerinnen einen hohen Begriff gaben. Auch an geselligen Veranstaltungen war kein Mangel, überboten sich doch sogar die Gesandtschaften mit Einladungen. Dass dabei die schweizerische eine Ausnahme machte, schien uns symptomatisch, und wir konnten uns einiger betrüblicher Reflexionen über die offizielle Anerkennung der Frauen in der Schweiz nicht erwehren, trotzdem unsere verehrte Landsmännin, Frau Turin, mit ihrer Gastfreundschaft das ihrige tat, um der etwas bitteren Erfahrung ihren Stachel zu nehmen. Dass die Königin und die Königin-Mutter den Gesamtvorstand empfingen und letztere auch alle Delegierten zu einem Gartenfest einlud, ist in allen Zeitungen gemeldet worden, wie denn überhaupt in den Berichten mit der Meldung von Äusserlichkeiten so wenig gespart wurde, dass leicht der Eindruck entstehen konnte, die Tagung in Rom habe grossenteils im Zeichen weiblicher Eitelkeit gestanden. Ohne das Vorhandensein einiger schwacher Punkte bestreiten zu wollen, sei denn doch betont, dass sich im ganzen vom Wollen, Können und Vollbringen der Frauen ein Gesamtbild ergab, das bei weitem mehr Licht als Schatten aufweist. So man will, lässt sich auch aus negativen Seiten einer Sache viel lernen und oft etwas Gutes herausfinden, wo ein Anderer nur Schlechtes sieht. Um nur ein Beispiel zu geben, kann man aus der Eleganz einiger Damen, die an sich unsympathisch war, doch auch den erfreulichen Schluss ziehen, dass die Kreise, die gesellschaftliches Ansehen und pekuniäre Möglichkeiten haben, anfangen, um sozialer Aufgaben willen ihr bis anhin geführtes Drogenleben aufzugeben, ein Fortschritt, der auch bei uns ausserordentlich zu begrüssen wäre, wo das Interesse für soziale Fragen bei den Frauen der sog. guten Gesellschaft noch beschämend klein ist, trotzdem gerade sie berufen, befähigt und verpflichtet sind, sich in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen. Das Ergebnis meiner Romreise ist die Überzeugung, dass wir Schweizerinnen uns ganz gehörig ins Zeug legen müssen, wenn wir nicht hinter den Frauen aller andern Länder zurückbleiben wollen, und vom Wunsche beseelt, der Frauenbewegung einen neuen Impuls zu geben, stelle ich die Frage zur Diskussion, ob nicht ein schweizerischer Frauentag mit Vorträgen aus allen Gebieten sozialer Arbeit, die natürlich aufs sorgfältigste zusammengestellt sein müssten, ein Mittel wäre, ihr neue Anhängerinnen zu gewinnen? E. R.

Offener Brief an die Redaktion.

Angesichts der in neuester Zeit sich mehrenden Untaten und Verbrechen der Suffragetten, möchte ich die Frage anregen, ob es nicht für uns Schweizerfrauen angezeigt wäre, dazu Stellung zu nehmen.

Ich bin Mitglied des Vereins für Frauenstimmrecht, verfolge dessen Fortschritte mit stetem Interesse und verfechte seine Berechtigung, wo ich kann.

Ich habe lange Zeit die Suffragetten in Schutz genommen und kann ihnen bis zu einem gewissen Grade auch heute noch meine Bewunderung nicht versagen, denn es gehört ein grosser Mut und eine grosse Selbstlosigkeit dazu, sich aller fraulichen Eigenschaften zu entledigen und für seine Ansichten — seien sie nun richtig oder falsch in den Augen der übrigen Welt — sich verhöhnen, durchprügeln und einkerkern zu lassen.

Dr. med. Caroline Farner.

Ihre heutige Kampfweise aber, die sogar vor Verbrechen nicht scheut, schlägt allem gesunden Empfinden ins Gesicht und widerspricht dem Wesen der Frau von Grund aus. Darum hat sie mit Recht die Entrüstung der ganzen Welt hervorgerufen. Das sinnlose Wüten, dem Unschuldigen zum Opfer fallen, das Zerstören von Kunstsachen, die geistiges Eigentum unserer Kulturwelt geworden sind, hat den Suffragetten die Sympathien entzogen und ihren Forderungen bis heute kein Gehör verschafft.

Dafür aber wird diese Entrüstung auf die ganze Frauenbewegung übertragen und schadet so unserer guten Sache. Die grosse Menge derer, die der Stimmrechtsfrage noch ferner stehen, nimmt sich eben nicht die Mühe, die Bestrebungen auseinander zu halten; den Gegnern des Frauenstimmrechts aber sind die Missetaten der Suffragetten ein willkommener Beweis für die Masslosigkeit der Frau, die sie zu richtiger Ausübung des Stimmrechtes nicht befähigt!

Es ist daher dringend nötig, unser Volk darüber aufzuklären. Wir müssen es offen bekennen, dass wir solche brutale Mittel verabscheuen und nach wie vor nur durch Beharrlichkeit in ernster Arbeit unser Ziel erreichen wollen und werden.

Denn das Frauenstimmrecht wird kommen. Wir haben ja in der kurzen Zeit, in der ernsthaft für die Frauensache gearbeitet wurde, verhältnismässig schon viel erreicht. Wir wollen zeigen, dass der oft gehörte Vorwurf, mit dem Stimmrecht würden die Frauen den bessern Teil ihrer Eigenart einbüßen, nichtig ist. Wir sind stolz, Frauen zu sein und zu bleiben, und daran soll das Stimmrecht, das bis heute allerdings ausschliesslich ein Mannesrecht war, auch nichts ändern.

Dass viele unserer Frauen — darunter überzeugte Stimmrechtlerinnen — so denken, veranlasst mich zu dem Wunsche, es möchte die Generalversammlung des Bundes schweizerischer Frauenvereine erklären, dass wir Schweizerfrauen die Kampfweise der Suffragetten verurteilen und uns verwahren, dass deren Vorgehen als charakteristisch für die übrigen Frauenstimmrechtlerinnen angesehen werde.

Wir stehen mit solcher Erklärung nicht allein. Der Bund deutscher Frauenvereine hat es auch für nötig erachtet, aus gleichen Gründen eine solche Erklärung abzugeben. Sie ist erschienen in „Die Frauenfrage“ im Mai 1913.

Ich ersuche Sie deshalb, diese Zeilen in Ihrem geschätzten Blatte aufzunehmen, und ich bitte die verehrten Leserinnen, sich dazu zu äussern.

F. S. B.

Die Kunst an der Landesausstellung.

Der Verband deutsch-schweizerischer Frauenvereine zur Hebung der Sittlichkeit erlässt folgenden Protest:

„Aus Anlass der geschäftlichen Sitzung des Verbandes deutsch-schweizerischer Frauenvereine zur Hebung der Sittlichkeit waren seine Delegierten zugleich zum Besuch der Ausstellung hergekommen, deren grosszügige und wunderschöne Anlage den Bernern alle Ehre macht, und deren Reichhaltigkeit ein glänzendes Zeugnis von dem Fleiss und der Leistungsfähigkeit der heutigen Eidgenossenschaft ist. Um so empörender wirkt die Kunstausstellung. Es ist also wirklich wahr, was man sich mit Entrüstung von Mund zu Mund sagt in allen unsern Kantonen, dass das ethische und ästhetische Empfinden dort aufs gröslichste verletzt wird! Wir protestieren im Namen unserer Schweizerfrauen, deren 26,000 zu unsern Mitgliedern zählen, dagegen, dass von der Stelle einer schweizerischen Landesausstellung aus zur Verrohung unseres Volkes beigegeben wird. Wir fassen deren Aufgabe ganz anders auf. Zudem wird der Genuss der zahlreich dort vorhandenen wirklichen Kunstwerke auf Schritt und Tritt beeinträchtigt. Jedenfalls entspricht diese Art Kunst nicht unserm Volksempfinden.“

Binnen kurzem wird eine neue Stiftung in Kraft treten, welche den Zweck hat, Schweizerinnen die Studien und Berufsbildung an schweizerischen Lehranstalten durch Gewährung von Stipendien zu erleichtern. Unter grossen Schwierigkeiten hatte die Stifterin einst ihre Ausbildung erringen müssen, und es dürfte die Freunde der Frauenbewegung interessieren, näheres aus dem inhaltsreichen Leben einer ihrer ersten und treuesten Kämpferinnen zu erfahren. Wir entnehmen der, dem Andenken der Verstorbenen gewidmeten Broschüre von J. T.: „Med. Dr. Caroline Farner, 1842—1913“ folgende Einzelheiten:

Caroline Farner wurde 1842 in Gunterhausen als siebentes Kind des Grosslandwirtes Jacob Farner-Böschenstein geboren. Als sie kaum vierzehnjährig war, fiel der erste schwere Schatten auf das sorglose junge Leben. Die vielgeliebte Mutter starb, und der Schmerz des leidenschaftlich empfindenden Kindes drohte, in eine tiefe Melancholie auszuarten. Da fand die zwölf Jahre ältere Schwester Marie, nachmalige Frau Lehmann in Langenthal, das Richtige. Das von Natur so lebhaft und strebsame Mädchen musste geistige Anregung erhalten. Auf ihre Veranlassung hin kam Caroline vorerst nach Aarburg in das bekannte Institut der Engländerin Smitters, später in die Pension der Damen Bachelin nach Neuenburg. 1860 zog das junge Mädchen zum ersten Male in die Fremde. Mit einer Mitpensionärin reiste sie nach Edinburg und nahm dann eine Stelle als Lehrerin in einem Institute in Bath an. Die ersten Ferien benutzte Caroline Farner zu einem sechswöchentlichen Aufenthalte in Havre, um sich im Französischen weiter auszubilden. Ihren damaligen knappen Geldmitteln entsprechend, mietete sie sich das bescheidenste Zimmerchen und berechnete, dass sie mit 40 Cts. für das tägliche Essen auskommen müsse.

Die Sommerferien des folgenden Jahres verbrachte sie bei ihrer Schwester in Langenthal. Hier machte sich schon ein beginnendes Rückenleiden (Spondylitis) bemerkbar; aber das tapfere Mädchen ergab sich nicht, sondern kehrte nach England zurück und verbrachte drei Jahre als Erzieherin in Ben Reading in der Familie des Dr. Macloud, der Direktor einer grossen Wasserheilanstalt war. Dankbar erinnerte sie sich als Arzt jener ersten Eindrücke eines Verfahrens, das sie in ihrer Praxis immer zu schätzen wusste. Alle freien Augenblicke benutzte Caroline Farner zur weiteren Ausbildung. Sie las Shakespeare, Byron, Walter Scott und machte Milton's „Paradise Lost“ zu ihrem besonderen Studium. Ihrem Mangel an musikalischer Bildung machte sie kurzerhand ein Ende, indem sie einmal die ganze Ferienzeit in London zubrachte, um Unterricht zu nehmen und täglich in einer Klavierfabrik fünf Stunden zu üben.

Indessen nahmen die Beschwerden des kranken Rückens zu, und infolge eines Unfalles kam es zum Austritte des dritten Lendenwirbels. Nachdem sie sich durch Professor Demme in Bern einer Operation unterzogen hatte, verbrachte sie noch vier Monate schwer leidend bei ihrer Schwester in Langenthal. Kaum genesen, trat Caroline Farner eine Stelle als Lehrerin an bei den erwachsenen Töchtern der Adelsfamilie Newcome in Feltwell, Norfolk, deren Haupt der letzte Falconier der Königin Victoria war. Hier lernte sie den feinen Ton und die vornehme Lebensanschauung des altenglischen Adels kennen. Die Stellung in Feltwell war eine sehr angenehme, aber in der Natur des jungen Mädchens lag ein fast männlicher Zug nach Wetten und Wagen, nach Kampf und voller Besitzergreifung des grossen, weiten Lebens. Da brauchte es nur eines leisen Anstosses. 1868 kamen von Amerika herüber Hilferufe von ihrer dort verheirateten ältesten Schwester, und rasch entschlossen trat die Fünfundzwanzigjährige die weite, damals noch mühsame Reise nach St. Louis an. Dort aber warteten ihrer bittere Enttäuschungen. In London hatte sie bei Professor Smart, der die englischen Parlamentsmitglieder zum öffentlichen